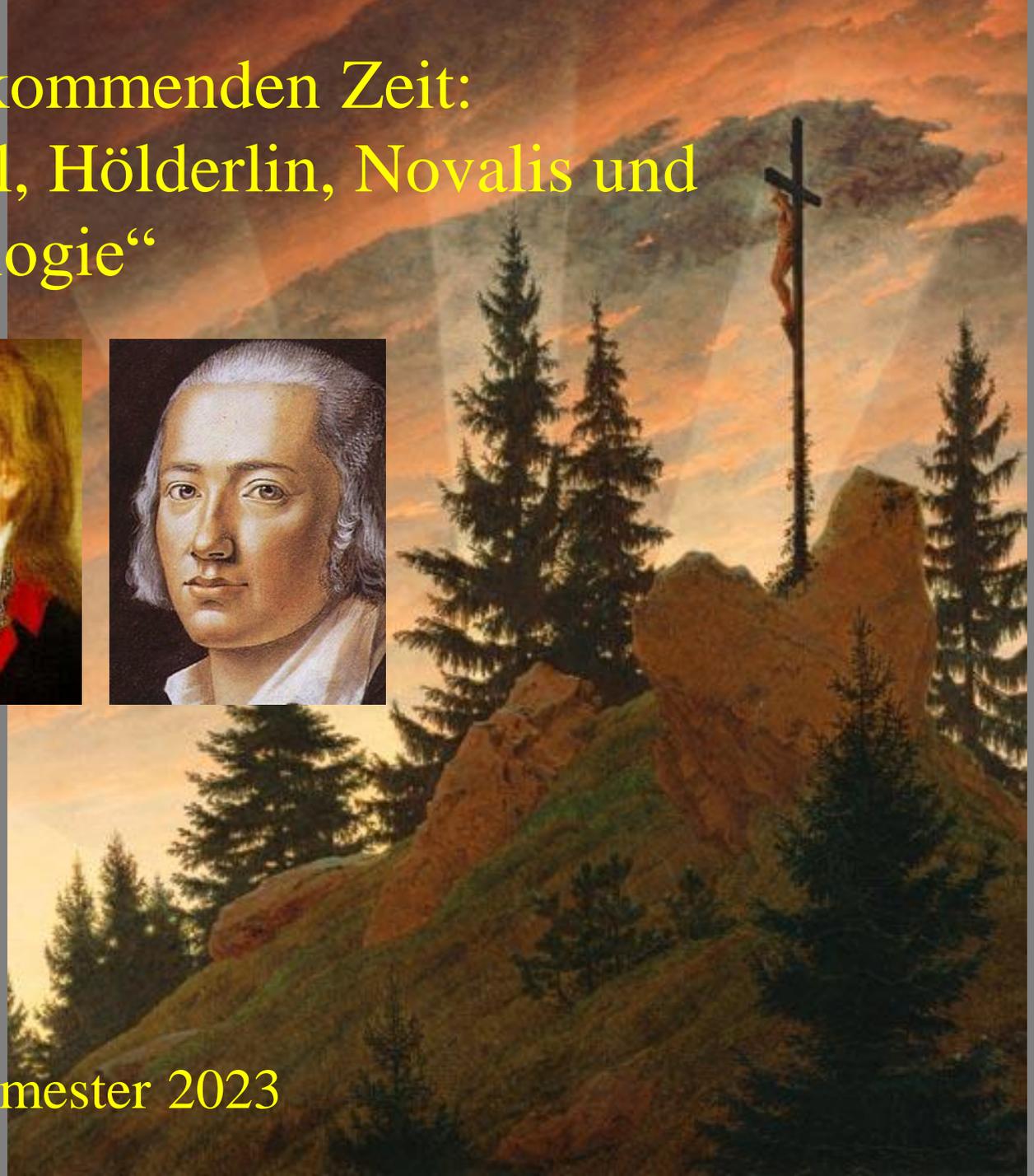
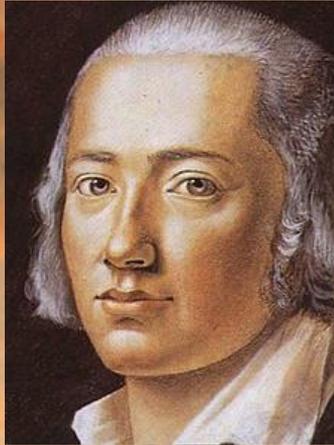


Die Poesie einer kommenden Zeit: Friedrich Schlegel, Hölderlin, Novalis und die „Neue Mythologie“



Göttingen, Sommersemester 2023

„Wir brauchen eine Kunst-Religion!“

Wackenroders kunstliebender Klosterbruder: Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht zu begreifen.

... Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst. –

Schleiermacher Über die Religion: „Was heißt Offenbarung? Jede ursprüngliche und neue Anschauung des Universums ist eine“.

„Darum sendet die Gottheit zu allen Zeiten hie und da Einige ... und setzt sie ein zu Dolmetschern ihres Willens und ihrer Werke und zu Mittlern ... als Dichter oder Seher, als Redner oder als Künstler.“

„Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte.“



„Einen *Mittler* annehmen.“

Novalis, *Blüthenstaub*: „Nichts ist zur wahren Religiosität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Mensch schlechterdings nicht mit derselben in Verhältnis stehn. In der Wahl dieses Mittelglieds muss der Mensch durchaus frei sein. Der mindeste Zwang hierin schadet seiner Religion.“



„Es ist ein Götzendienst im weitern Sinn, wenn ich diesen Mittler in der Tat für Gott selbst ansehe.

Es ist Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme.“

Novalis' Mittler-Instanz: X-tus und Sophie.

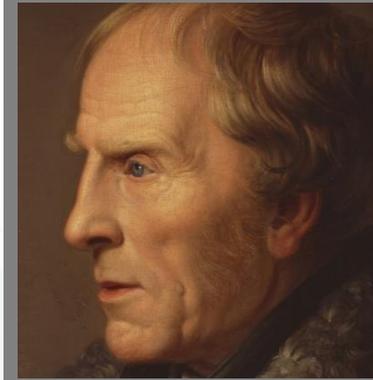
***Christus* als Inbegriff der Vermittlung zwischen Gott und Mensch.**

**Die Poesie *setzt* den „Mittler“ –
einen „Mittler“ zu setzen, *ist* schon Poesie.**



Christus in Berg,
Fels, Wald, in
Himmel und Erde,
Sonnenuntergang
und Nacht, im
großen Kosmos
und im kleinen
Menschenleben:

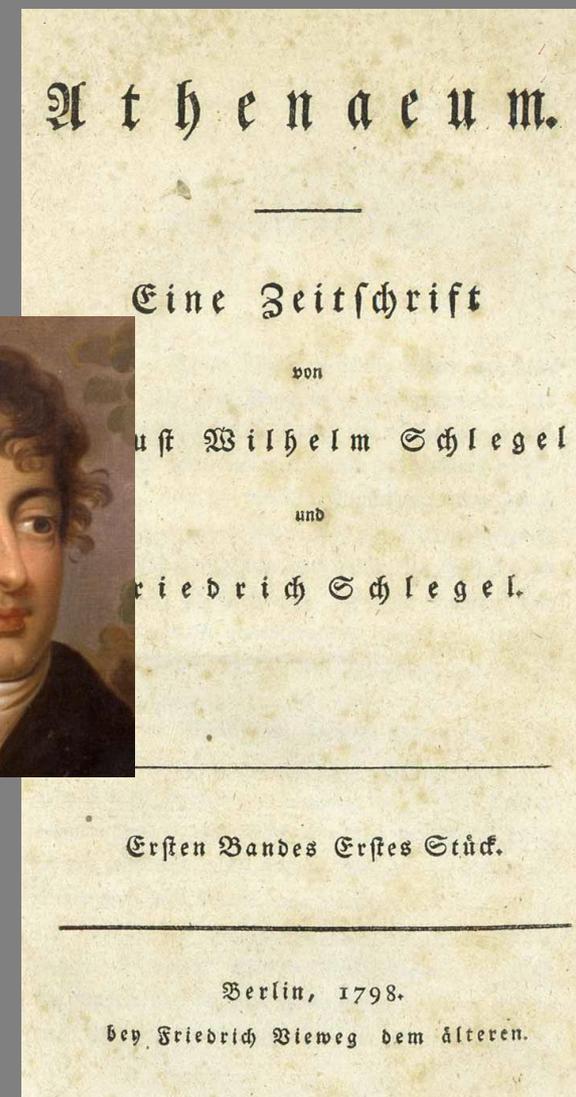
C. D. Friedrich,
Kreuz im Gebirge
(*Tetschener Altar*)
1807/08.



Friedrich Schlegel: „Wir brauchen eine Neue Mythologie.“
Vorbild ist die Mythologie in der Antike oder die Religion im Mittelalter.
Sie soll allgemein verständlich und akzeptiert sein, also *verbindlich* als
,Narrativ‘ und Ritus im gewöhnlichen Leben der Gesellschaft.



Friedrich Schlegel, *Gespräch über die Poesie*,
Kaum verhüllt ausgehend von den Gesprächen
in der romantischen Wohngemeinschaft in
Jena 1799 zwischen



Friedrich Schlegel, Dorothea Schlegel, Caroline
Schlegel, August Wilhelm Schlegel und ihren
Freunden (Novalis, Schleiermacher, Tieck,
Sophie Mereau, Brentano).

Erschienen im dritten und letzten Band der Zeitschrift *Athenäum*, Jena
1800. Darin als einer von vier Beiträgen: *Rede über die Mythologie*.

Drei Thesen zu Beginn:

1. „Es fehlt ... unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten [*der Antike*] war,
2. und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, lässt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie.
3. Aber ... wir sind nahe daran, eine zu erhalten, oder vielmehr, es wird Zeit, dass wir ernsthaft daran mitwirken sollen, eine hervorzubringen.“

Wie soll das geschehen?

„Auf dem ganz entgegengesetzten Wege ... wie die alte“:

nicht „sich unmittelbar anschließend und anbildend an das Nächste, Lebendigste der *sinnlichen Welt*“ (weil diese **Unmittelbarkeit in der nüchtern-aufgeklärten Welt verlorengegangen ist**),

sondern: „Die **neue Mythologie** muß im Gegenteil aus der tiefsten *Tiefe des Geistes* herausgebildet werden; es muß das *künstlichste* aller Kunstwerke sein “.

Friedrich Schlegel: „Mythologie und Poesie, beide sind eins und unzertrennlich.“

Mythologische Kulturen der Antike: „alles greift ineinander“, so dass man sagen kann, „die alte Poesie sei ein einziges, unteilbares, vollendetes Gedicht.“

„Warum soll nicht wieder von neuem werden, was schon gewesen ist? Auf eine andere Weise, versteht sich.“

Die Neue Mythologie soll das Ergebnis von poetischen „Versuchen“ sein: „Experimentalpoesie“ –
in ständiger selbstkritischer Reflexion der „romantischen Ironie“.

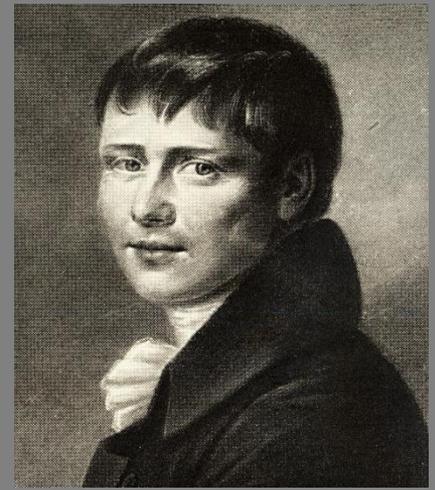


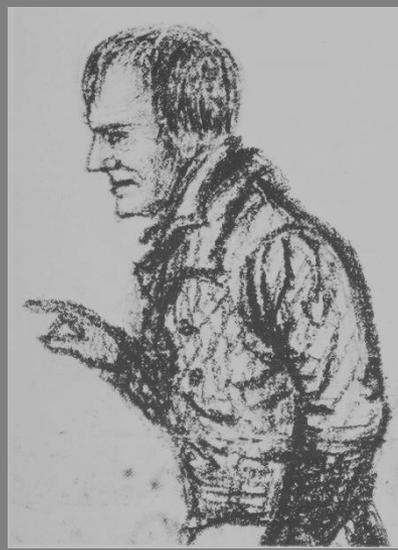
Das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns;
wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen,
ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.

Heinrich von Kleist, *Über das Marionettentheater*
(1810)

Zwei große poetische Beispiele zu Schlegels
romantischer Theorie:

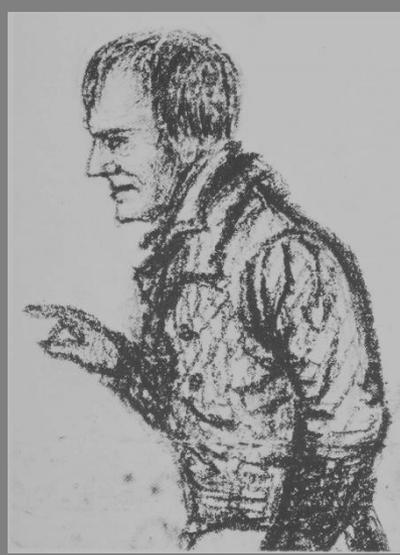
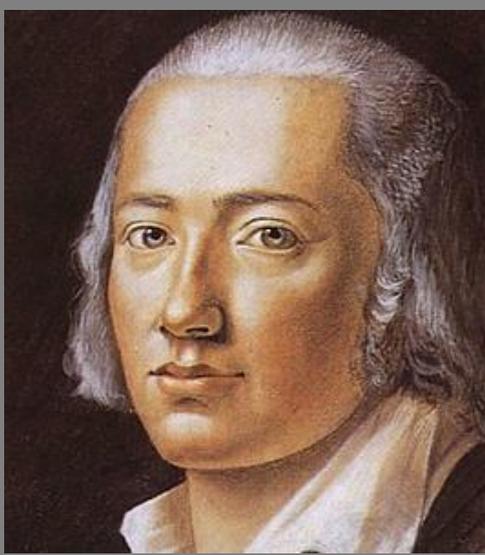
Hölderlins Elegie *Brot und Wein* (1800) und
Novalis' Rede *Die Christenheit oder Europa* (1799).





Friedrich Hölderlin
(Lauffen am Neckar 1770
– Tübingen 1843)

- Schüler in der schwäbischen Klosterschule Maulbronn;
- 1788 mit Hegel und Schelling in Tübingen, Freundschaftskult;
- 1794 in Jena Bekanntschaft mit Schiller („von Ihnen dependier ich unüberwindlich“), Fichte, Novalis;
- mehrere Hauslehrerstellen, 1796 bis 1798 Hauslehrer bei Familie Gontard in Frankfurt, Liebe zu Susette (*Hyperion* 1797 und 1799);
- 1798 zum (liberalen) Landgrafen von Homburg, mit dem demokratisch gesinnten Studienfreund Isaac von Sinclair;
- 1800 in Stuttgart, die großen Elegien, darunter *Brot und Wein*;
- 1801 Hauslehrer in der Schweiz, Abbruch, zuhause in Nürtingen, vergebliche Suche nach Universitätsstelle in Jena.



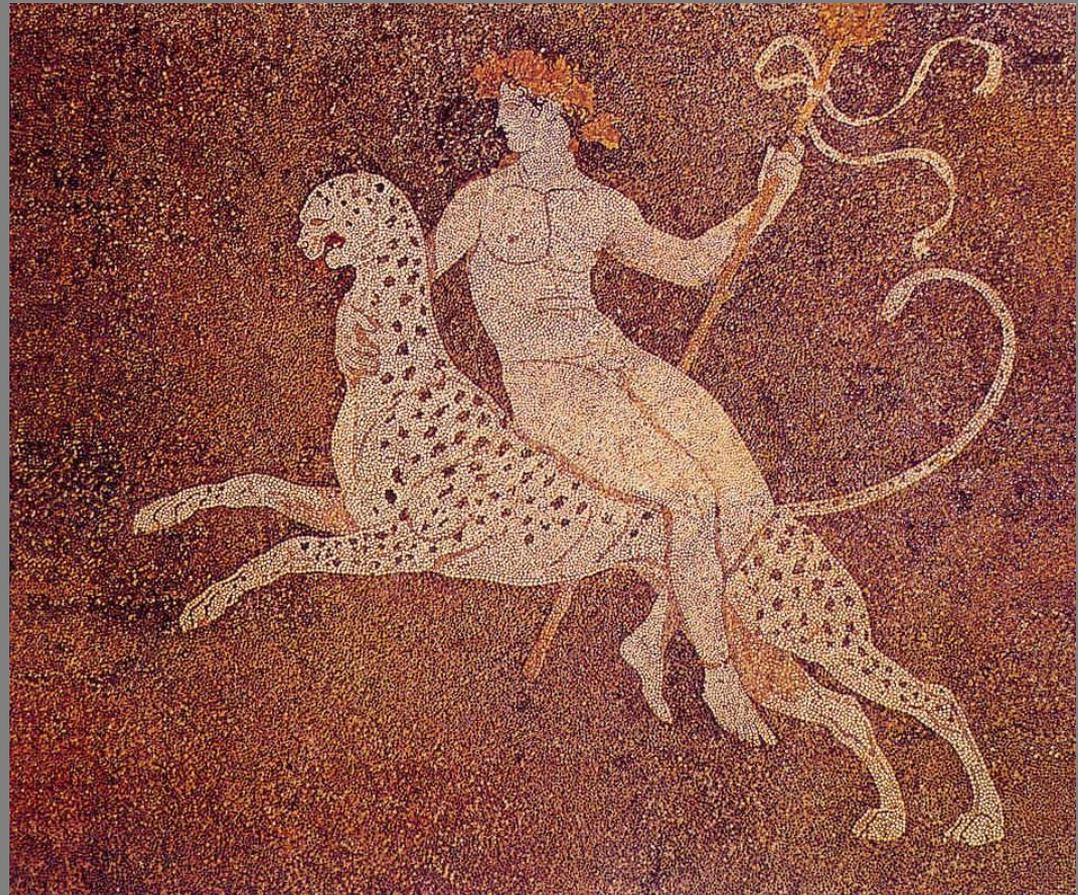
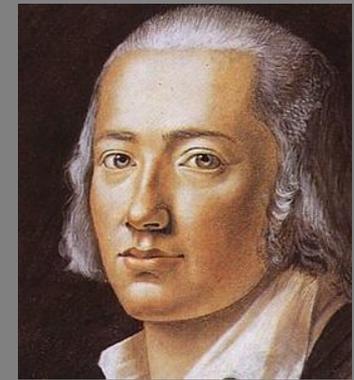
- 1802 Hauslehrer beim Hamburgischen Konsul in Bordeaux – von Schwaben aus zu Fuß, im Winter, unglücklich und gemütskrank schon nach 4 Monaten wieder zurück.
- Entfremdung von Schiller, Depressionen, Gemütsverwirrung, Arbeit an den großen Hymnen (*Patmos*), bald nur noch in Fragmenten;
- 1806 gewaltsame Einlieferung in die Klinik; seit 1807 beim Schreiner Zimmer im Hölderlin-Turm am Neckarufer.
- Vergessenheit, Besuch weniger Bewunderer, darunter Mörike. Mythenbildung; die *Scardanelli*-Gedichte.
- Tod im Turm sechsunddreißig Jahre später, im Juni 1843, 73 Jahre alt.



Brot und Wein.

An [Wilhelm] Heine. (1800)

Antiker Mythos, christliches Zeitalter,
Gegenwart: Christus, Dionysos, wir.



Rings um ruhet **die Stadt**; still wird die erleuchtete Gasse,

Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,

Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlfrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,

Und von Werken der Hand ruht der geschäftige **Markt**.

Aber das **Saitenspiel tönt** fern aus Gärten; vielleicht, dass

Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann

Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen

Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.

Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,

Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.

Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,

Sieh! und **das Schattenbild unserer Erde, der Mond**

Kommet geheim nun auch; **die Schwärmerische, die Nacht kommt,**

Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,

Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen

Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.

Wunderbar ist die Gunst der Hoherhabnen und niemand

Weiß von wannen und was einem geschieht von ihr.

So bewegt sie die Welt und die hoffende Seele der Menschen,

Selbst kein Weiser versteht, was sie bereitet, denn so

Will es **der oberste Gott, der sehr dich liebet**, und darum

Ist noch lieber, wie sie, dir der besonnene Tag.

Aber zuweilen liebt auch klares Auge den **Schatten**

Und versuchet zu Lust, eh' es die Not ist, den **Schlaf**,

Oder es blickt auch gern ein treuer Mann in die **Nacht** hin,

Ja, es ziemet sich ihr Kränze zu weihn und **Gesang**,

Weil **den Irrenden** sie geheiligt ist und **den Toten**,

Selber aber besteht, ewig, in freiestem Geist.

Aber sie muss uns auch, dass in der zaudernden Weile,

Dass im Finstern für uns einiges Haltbare sei,

Uns die Vergessenheit und **das Heiligtrunkene** gönnen,

Gönnen das strömende Wort, das, **wie die Liebenden**, sei,

Schlummerlos und vollern Pokal und kühneres Leben,

Heilig Gedächtnis auch, wachend zu bleiben bei Nacht.

Auch verbergen umsonst das Herz im Busen, umsonst nur
Halten den Mut noch wir, Meister und Knaben, denn wer
Möcht es hindern und wer möcht uns die Freude verbieten?

Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht,
Aufzubrechen. **So komm! dass wir das Offene schauen,**
Dass ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.

Fest bleibt Eins; es sei um Mittag oder es gehe

Bis in die Mitternacht, immer bestehet ein Maß,
Allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden,
Dahin gehet und kommt jeder, wohin er es kann.

Drum! und spotten des Spotts mag gern **frohlockender Wahnsinn,**
Wenn er in heiliger Nacht plötzlich die Sänger ergreift.

Drum **an den Isthmos komm! dorthin, wo das offene Meer rauscht**

Am Parnass und der Schnee delphische Felsen umglänzt,
Dort ins Land des Olymps, dort auf die Höhe Kithärons,

Unter die Fichten dort, unter die Trauben, von wo
Thebe drunten und Ismenos rauscht im Lande des Kadmos,

Dorther kommt und zurück deutet der kommende Gott.

Seliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle,

Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?

Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,

Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!

Aber die Thronen, wo? die Tempel, und wo die Gefäße,

Wo mit Nektar gefüllt, Göttern zu Lust der Gesang?

Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?

Delphi schlummert und wo tönet das große Geschick?

Wo ist das schnelle? wo bricht's, allgegenwärtigen Glücks voll

Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?

Vater Äther! so rief's und flog von Zunge zu Zunge

Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein;

Ausgeteilet erfreut solch Gut und getauschet, mit Fremden,

Wirds ein Jubel, es wächst schlafend des Wortes Gewalt

Vater! heiter! und hallt, so weit es gehet, das uralte

Zeichen, von Eltern geerbt, treffend und schaffend hinab.

Denn so kehren die Himmlischen ein, tiefschütternd gelangt so

Aus den Schatten herab unter die Menschen ihr Tag.

Unempfunden kommen sie erst, es streben entgegen

Ihnen die Kinder, zu hell kommet, zu blendend das Glück,
Und **es scheut sie der Mensch**, kaum weiß zu sagen ein Halbgott,

Wer mit Namen sie sind, die mit den Gaben ihm nahn.

Aber der Mut von ihnen ist groß, **es füllen das Herz ihm**

Ihre Freuden und kaum weiß er zu brauchen das Gut,
Schafft, verschwendet und fast ward ihm Unheiliges heilig,

Das er mit segnender Hand törig und gütig berührt.

Möglichst dulden die Himmlischen dies; **dann aber in Wahrheit**

Kommen sie selbst und gewohnt werden die Menschen des Glücks

Und des Tags und zu schau'n die Offenbaren, das Antlitz

Derer, welche, schon längst Eines und Alles genannt,
Tief die verschwiegene Brust mit freier Genüge gefüllet,

Und zuerst und allein alles Verlangen beglückt;

So ist der Mensch; wenn da ist das Gut, und es sorget mit Gaben

Selber ein Gott für ihn, kennet und sieht er es nicht.

Tragen muss er, zuvor; nun aber nennt er sein Liebstes,

Nun, nun müssen dafür Worte, wie Blumen, entstehn.

Und nun denkt er zu ehren in Ernst die seligen Götter,
Wirklich und wahrhaft muss alles verkünden ihr Lob.
Nichts darf schauen das Licht, was nicht den Hohen gefället,
Vor den Äther gebührt Müßigversuchendes nicht.
Drum in der Gegenwart der Himmlischen würdig zu stehen,
Richten in herrlichen Ordnungen Völker sich auf
Untereinander und baun die schönen Tempel und Städte
Fest und edel, sie gehn über Gestaden empor –
Aber wo sind sie? wo blühn die Bekannten, die Kronen des Festes?
Thebe welkt und Athen; rauschen die Waffen nicht mehr
In Olympia, nicht die goldnen Wagen des Kampfspiels,
Und bekränzen sich denn nimmer die Schiffe Korinths?
Warum schweigen auch sie, die alten heiligen Theater?
Warum freuet sich denn nicht der geweihte Tanz?
Warum zeichnet, wie sonst, die Stirne des Mannes ein Gott nicht,
Drückt den Stempel, wie sonst, nicht dem Getroffenen auf?
Oder er kam auch selbst und nahm des Menschen Gestalt an
Und vollendet' und schloss tröstend das himmlische Fest.

Aber **Freund!** wir kommen zu spät. Zwar leben die Götter,
Aber über dem Haupt **droben in anderer Welt.**

Endlos wirken sie da und scheinens wenig zu achten,

Ob wir leben, so sehr schonen die Himmlischen uns.

Denn nicht immer vermag ein schwaches Gefäß sie zu fassen,

Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.

Traum von ihnen ist drauf das Leben. Aber das **Irrsal**

Hilft, wie **Schlummer** und stark machet die Not und die **Nacht,**

Bis dass Helden genug in der ehernen Wiege gewachsen,

Herzen an Kraft, wie sonst, ähnlich den Himmlischen sind.

Donnernd kommen sie drauf. Indessen dünket mir öfters

Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu sein,

So zu harren und **was zu tun indes und zu sagen,**

Weiß ich nicht und wozu Dichter in dürftiger Zeit?

Aber sie sind, sagst du, wie des Weingotts heilige Priester,

Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht.

Nämlich, als vor einiger Zeit, uns dünket sie lange,
Aufwärts stiegen sie all, welche das Leben beglückt,
Als der Vater gewandt sein Angesicht von den Menschen,
Und das Trauern mit Recht über der Erde begann,
Als erschienen zuletzt ein stiller Genius, himmlisch
Tröstend, welcher des Tags Ende verkündet' und schwand,
Ließ zum Zeichen, dass einst er da gewesen und wieder
Käme, der himmlische Chor einige Gaben zurück,
Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen vermöchten,
Denn zur Freude, mit Geist, wurde das Größre zu groß
Unter den Menschen und noch, noch fehlen die Starken zu höchsten
Freuden, aber es lebt stille noch einiger Dank.

Brot ist der Erde Frucht, doch ist's **vom Lichte gesegnet**,
Und vom donnernden Gott kommet **die Freude des Weins**.
Darum denken wir auch dabei der Himmlischen, die sonst
Da gewesen und die kehren in richtiger Zeit,
Darum singen sie auch mit Ernst die Sänger **den Weingott**
Und nicht eitel erdacht tönet dem Alten das Lob.

Ja! sie sagen mit Recht, **er söhne den Tag mit der Nacht aus,**

Führe des Himmels Gestirn ewig hinunter, hinauf,
Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,

Das er liebt, und der Kranz, den er von Efeu gewählt,
**Weil er bleibet und selbst die Spur der entflohenen Götter
Götterlosen hinab unter das Finstere bringt.**

Was der Alten Gesang von Kindern Gottes geweissagt,

Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ist's!

Wunderbar und genau ist's als an Menschen erfüllet,

Glaube, wer es geprüft! aber so vieles geschieht,

Keines wirkt, denn **wir sind herzlos, Schatten, bis unser
Vater Äther erkannt jeden und allen gehört.**

Aber indessen **kommt als Fackelschwinger des Höchsten**

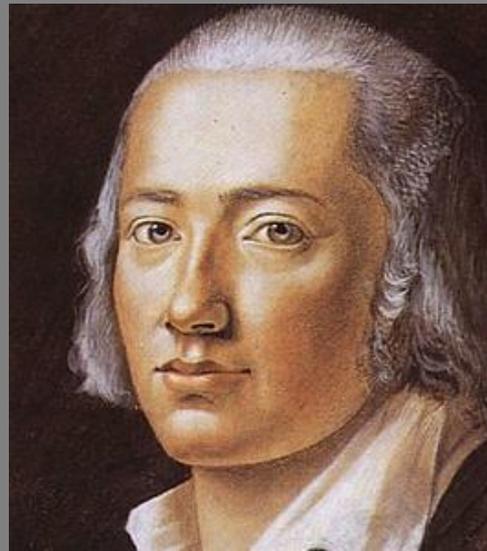
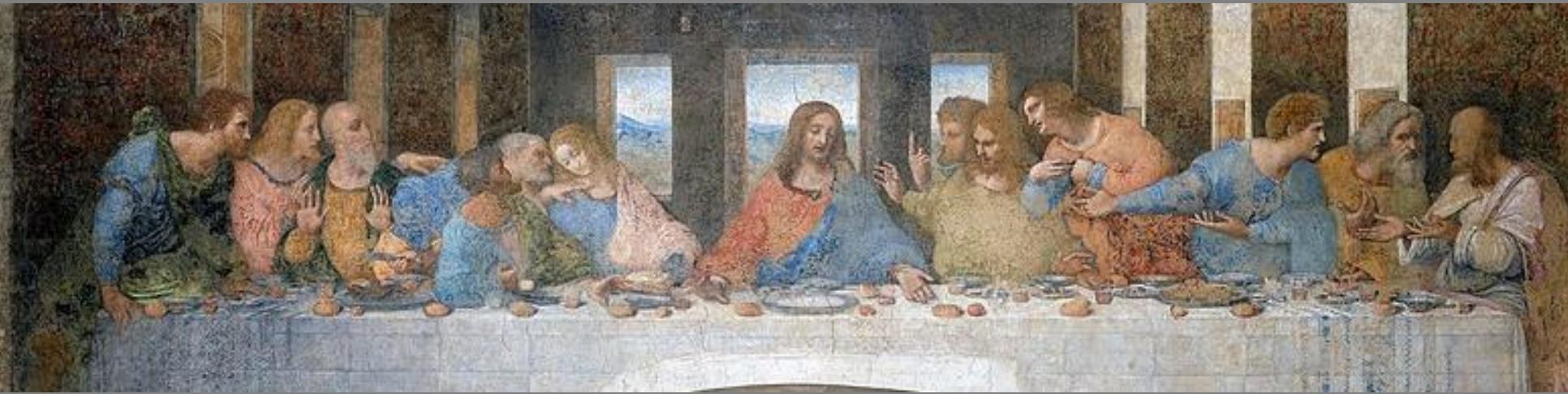
Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab.

Selige Weise seh'n's; **ein Lächeln aus der gefangnen**

Seele leuchtet, dem Licht tauet ihr Auge noch auf.

Sanfter träumet und schläft in Armen der Erde der Titan,

Selbst der neidische, selbst **Cerberus trinket und schläft.**



Die romantischen „Mittler“ einer „Neuen Mythologie“ im Bild des christlichen Sakraments: Liebe, Fest und Traum, ‚gesetzt‘ von der Poesie.

„Kunstreligion“?

„Neue Mythologie“

im Medium der Poesie?

Oder die Spielform des Mythos: das *Märchen*.



Das Märchen von **Hyazinth & Rosenblütchen** innerhalb des in fragmentarischen Ansätzen steckengebliebenen Roman-Essays *Die Lehrlinge zu Sais* (1798-1800) nach der antiken Erzählung vom Weisheits-Tempel der verschleierte Göttin Isis, dem Ort „der Wahrheit“.

Anlass: Schillers Ballade *Das verschleierte Bildnis zu Sais* (1795), die abschreckende Geschichte des kühnen Jünglings mit den Schlussversen:
Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.

Vor langen Zeiten lebte **weit gegen Abend** ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maßen wunderbar. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still für sich hin, setzte sich einsam, wenn die andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann **sprach er immerfort mit Tieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen**, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Totlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet **sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagei und der Gimpel alle Mühe gaben ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Märchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bockssprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Efeu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn.** Allein der Missmut und Ernst waren hartnäckig.

Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wussten nicht was sie anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt, tanzte wie ein Schatz. →

Unter den Mädchen war eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrote Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war **Rosenblüte**, so hieß sie, dem bildschönen **Hyazinth**, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wussten's nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beisammen.

Wenn nun Hyazinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüte an ihrem, und die Kätzchen auf dem Mäusefang da vorbeiliefen, da sahen sie die beiden stehn und lachten und kicherten oft so laut, daß sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyazinth gegangen kam; so erfuhr's denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyazinth ausging so rief's von allen Seiten: „Rosenblütchen ist mein Schätzchen!“



Nun ärgerte sich Hyazinth, und musste doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn **das Eidexchen** geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, **mit dem Schwänzchen wedelte und sang:**

*Rosenblütchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind
Denkt, die Mutter sei Hyazinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.*

Ah! wie bald war die Herrlichkeit vorbei. Es kam **ein Mann aus fremden Landen** gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbrauen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsame Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyazinths Eltern gehörte. Nun war Hyazinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm und holte ihm **Brot und Wein.**



Da tat er seinen weißen Bart von einander und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyazinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. Soviel man nachher vernahm, so hat er **viel von fremden Ländern, unbekanntem Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen** erzählt, und ist drei Tage dageblieben, und mit Hyazinth **in tiefe Schächten hinuntergekrochen**.

Rosenblütchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyazinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyazinth **ein Büchelchen** dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brot und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann **ist er tiefsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen**. Rosenblütchen hat recht zum Erbarmen um ihn getan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht und ist immer für sich geblieben.



Nun begab sich's, daß er einmal nach Hause kam und war wie neugeboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals und weinte. „**Ich muss fort in fremde Lande**“, sagte er; „die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblütchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen, **die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muss sie suchen gehn**. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht, **dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau**. Nach der ist mein Gemüt entzündet. Lebt wohl.“

Er riss sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Tränen, Rosenblütchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyazinth lief nun was er konnte, durch Täler und Wildnisse, über Berge und Ströme, **dem geheimnisvollen Lande zu**. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis), Menschen und Tiere, Felsen und Bäume. →

Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch **rauhes, wildes Land**, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, es stürmte immerfort; dann fand er unansehnliche **Sandwüsten, glühenden Staub**, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüt, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüt sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm.

Nun **wurde die Gegend auch wieder reicher und mannigfaltiger**, die Luft lau und blau, der Weg ebener, grüne Büsche lockten ihn mit anmutigen Schatten, aber er verstand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und doch erfüllten sie sein Herz mit grünen Farben und kühlem, stillem Wesen. Immer höher **wuchs jene süße Sehnsucht in ihm**, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Tiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer seine Liebe, **die Zeit ging immer schneller**, als sähe sie sich **nahe am Ziele**.



Eines Tages begegnete er einem kristallinen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Tal herunter zwischen schwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten.

„Liebe Landsleute“, sagte er, „**wo find‘ ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muß er sein**, und ihr seid vielleicht hier bekannter als ich.“

„**Wir gehn auch nur hier durch**“, antworteten die Blumen; „eine Geisterfamilie ist auf der Reise und wir bereiten ihr Weg und Quartier indes sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren.“

Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyazinth folgte ihrem Rat, frug und frug **und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung**, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte **in unendlicher Sehnsucht**, und **die süßeste Bangigkeit** durchdrang ihn in dieser **Behausung der ewigen Jahreszeiten**.

→

Unter himmlischen Wohlgedüften **entschlummerte er**, weil ihn nur der **Traum in das Allerheiligste** führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechselnden Akkorden. Es dünkte ihm alles so bekannt und doch in nie gesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor **der himmlischen Jungfrau**, da hob er den leichten, glänzenden **Schleier**, und Rosenblütchen sank in seine Arme.

Eine ferne Musik umgab die Geschehnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloss alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyazinth lebte nachher noch lange mit Rosenblütchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rat und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen soviel Kinder, als sie wollten.

[Ende]

„X-tus und Sophie“ – oder: Maria, Isis und Rosenblütchen.

Einem gelang es – er hob den Schleier der Göttin zu Sais –
Aber was sah er? – er sah Wunder des Wunders, sich selbst!

Das Märchen als Medium und *performance* einer fortwährenden „Romantisierung“:

- gegen Schillers warnende Ballade,
- gegen die resignative Beschränkung.
- Geschichtsphilosophische Allegorie nach dem vertrauten triadischen Schema –
- aber spielfreudiger Überschuss der Phantasie
- als performativer Teil der ‚Botschaft‘ (das Phantasiespiel als „Romantisierung“)
- und als ihre Selbstrelativierung (Friedrich Schlegels „romantische Ironie“):
- Das Exempel ist nicht nachzuahmen, sondern eigenständig weiter auszuspinnen,
- gemäß der Ermutigung des „Mittler“-Fragments.



„Wo gehen wir denn hin?“ – „Immer nach Hause.“